

GAYA SCIENZA
*fröhliche Gedanken zu Steinbruch,
Eklektizismus, Rhathymia und Wissenserwerb*

Trobadore oder Troubadours nannte man eine eigenartig klassenlose Gruppe von Künstlern, fahrenden Rittern und Freigeistern im Süden Frankreichs in den Zeiten des 12. bis 15. Jahrhunderts. Heute würde man sie wahrscheinlich als Entertainer, Medienleute, Nachrichten- und Klatschjournalisten bezeichnen, die vergleichsweise ungebunden bis anarchistisch bindungslos als Rhapsoden, Liebeslyriker und kritische Liedermacher auftraten. Sie taten es in Courtoisie und Minnedienst den hohen Herren gleich, tanzten bisweilen auf dem diplomatischen Parkett und jonglierten sich mit künstlerischen Mitteln und politischer Raffinesse durch die damalige Gesellschaft als wahre Spieler in des Wortes existentieller Bedeutung.

Von dieser merkwürdigen, besitzlosen, dennoch aber einflussreichen Kaste ging eine große Faszination aus, die es sogar einigen regierenden Fürsten nahelegte, sich unter anderem Namen in ihren Reihen einzufinden und sich auf Zeit als Troubadours zu versuchen.

Die Faszination übersprang sogar Jahrhunderte und Regionen, der Typus trat in fast allen Epochen und Ländern auf, als Stutzer, Dandy, Exzentriker, Beau und Bonvivant, als „Baul“ wie im indischen Bengalen oder „Maverik“ im frühen Amerika, als Abenteurer, Glücksritter, als Incroyable, Hasardeur, Maudit, Beatnik, Anarchist, Rebell und Revoluzzer, Freigeist und Romantiker.

Die früh-romantische Begeisterung für alles Exzeptionelle, Rebellische und Künstlerische im Verbund mit der aufkeimenden Angst vor den drohenden Veränderungen durch die Industrialisierung brachte es mit sich, dass Geschichte in einem zuvor nicht gekannten Maße selektiv zum Thema gemacht wurde. Zu bewahrende Tugenden wurden ebenso beschworen, wie einzelne Heldengestalten, mittelalterliche Frömmigkeit und Renaissance Stolz, kühnes Entdeckertum ebenso wie das unbändige Scholarentum und unerschrockene geistige Taten. Auch die Troubadoure tauchen in dieser romantisierenden Rückwärtsgewandtheit auf als bewunderte Existenzen zwischen Kunst und Politik im weitesten Sinne, als Projektionsfiguren für viele Wünsche und nicht ausgelebte Sehnsüchte. Mit der Figur wurde auch ihre Kunst wiederentdeckt, die „Gaya Scienza“, die rezitierte und teilweise gesungene provenzalische Poesie.

Diese Poesie war ebenso frech, unbotmäßig, brillant und hinreißend wie ihre Hersteller und Legionen von Epigonen eiferten ihnen nach, stilisierten sie zu Vorbildern und Leitfiguren und überformten schließlich ihre zeitgebundene Sprechweise und Kunst, ihre komplizierte sozio-kulturelle Stellung als abhängige Unabhängige zum romantischen Idol und zum Fokus des „semper dolens“ des ewigen Künstlerdramas.

Einer der besonders starken, romantisierenden Umformer war Friedrich Nietzsche, der nachträglich eine Sammlung von Skizzen, Notizen und Aphorismen mit dieser Überschrift versah.

Nietzsche war kein Philosoph im traditionellen Verständnis einer öffentlich lehrenden Autorität, die inmitten einer Schar von Schülern den herrschenden Diskurs beeinflusst, er war vielmehr ein philosophisch-psychologisch interessierter freier Intellektueller, ein nervöser und empfindsamer Rhetoriker und Stilist der Einsamkeit, der die wohlbegründete und berufsspezifische Egomanie des Künstlers dazu benutzte,

ein höchst anstrengendes „exemplarisches Leben“ zu inszenieren und zu realisieren. Für sein hohes Pathos, das gelegentlich entweder jäh in sardonisches Lachen, oder in vitalistische Kraftmeierei auskippte, war die heitere Direktheit und der verspielt- unernste Charme der Provenzalischen Poesie, wie er selbst sagte, ein „Heilmittel“. Aber auch hier überdehnt er den Gedanken, badet in Metaphern und findet großes Gefallen an philosophischen Übertreibungen. Das Heilmittel wird hochdosiert, bisweilen überdosiert, Genesung wird zum Taumel und das Nachlassen des Schmerzes erzeugt Höhenrausch, er tanzt, liebt, fliegt und scandiert dabei sein beglückt-berauschtes „incipit!“ . Die Gaya Scienza der provenzalischen Troubadoure ist ihm lediglich ein hoch willkommenes Vehikel und Modell, spielerisch- ambivalente Kritik an der herkömmlichen Wissenschaftspraxis zu üben und sie auf der falschen Seite zu überholen, indem er ihr durch das Lachen des Weisen voraus ist. Dabei ist seine erotische Aufrichtigkeit, die er „im außer-moralischen Sinne“ verstanden wissen will, bestechend und jedem Kritiker der Wissenschaftsgläubigkeit im Sinne einer leib- und lebensfremde Theorie lacht das Herz, wenn er Sätze wie diesen liest: „die Kraft der Erkenntnis liegt nicht in ihrem Grade der Wahrheit, sondern in ihrem Alter, ihrer Einverleibtheit, ihrem Charakter als Lebensbedingung“ (110) , auch wenn er nicht immer den daraus gefolgerten Exaltationen folgen mag und kann.

Nietzsche übertreibt ständig und in allem, und das tut er, weil er ein „rhetorischer Künstler“ ist, also ein zu verdoppelter Übertreibung Genötigter, der seinen Zeigefinger zu vergrößern sucht, damit seinen Lesern die Dringlichkeit und Deutlichkeit nicht entgeht. Wie nach ihm Gottfried Benn dem Paroxysmus huldigte, so verschreibt sich Nietzsche dem Stilmittel der Exaltation, der Entfaltung größtmöglicher Wirkung zuliebe. Auch darin geht es dionysisch-orgiastisch zu, das Plötzliche, Schlagartige, Eruptive und Revolutionäre wird allem Langsamen, Elaborierten, Verbessernden und Revisionistischen vorgezogen. So schimmert durch das Projekt des „tanzenden Troubadours“ der alte Traum vom großen, entgrenzenden Orgasmus hindurch und stellt uns die „Gaya Scienza“ als eine „sublimierte Ars Amatoria“ vor, wie es nach Freud wohl heißen müsste.

Hierin nun berühren sich die Welten von Eros und Erkenntnis, methodischer Wissenschaft und Verführung, von Mystik und Tanz. Der tief religiöse Nietzsche, der unter Schmerzen versucht, sich eine Weltfrömmigkeit anzuerziehen, der scharfe Beobachter, dem der verliebte Blick dazwischen kommt und ihn an der gebotenen Neutralität hindert, der schüchterne Außenseiter, der vom prallen Leben und den Wonnen der Gewöhnlichkeit träumt, der hochstilisierte Einsame, der von Tänzen und schamlosen Balzritualen fabuliert und letztlich den Wind zur Braut nimmt (An den Mistral). Der sensible Theatraliker und schwierige Dramatiker hat, statt Stücke zu schreiben und sie auf der Bühne zu erproben, sich lieber selbst in ein Stück verflüchtigt, das den Titel Friedrich Nietzsche trägt und mit dem Enigmatisch-Tragischen kokettiert.

In seiner Sammlung Gaya Scienza hat er unsystematisch eine große Menge von Ausrufezeichen gesetzt, die man ohne Verbiegung nicht ordnen oder systematisieren kann und soll. Er gibt hier selbst den Rhapsoden, der an der Grenze zum Verstummen Sentenzen und Menetekel hervorstößt und es ist oft schwer zu entscheiden, ob der

Plural, den er häufig benutzt der pluralis majestatis oder der pluralis modestiae ist, oder gar ein pluralis desperationis, den ein Einsamer emphatisch formuliert. Das gespannte, um nicht zu sagen feindselige Verhältnis zwischen Nietzsche und den philosophischen Fachgelehrten gleicht dem seines verehrten Vorbilds Schopenhauer. Beide waren keine anerkannten Zunftgenossen, galten eher als polemisierende Schriftsteller und Privatlehrte, die in ihren Außenseiterpositionen allerdings auch größere und beneidete Freiheiten genossen und sich herausnehmen konnten. Nietzsche markierte überdies noch andere Sündenfälle in den Augen der Philosophenzunft; zum einen hatte er eine Philologen-Professur aufgegeben und zum anderen waren seine Schriften Leitfossilien des Psychologismus, dem tertium und Tritonus in der Philosophie seit Aristoteles. Sein Asperger Syndrom hätte man, wenn es das damals schon gegeben hätte, wahrscheinlich mühelos entschuldigt, aber die Herleitung der Erkenntnis aus „Gärung, Kampf und Machtgelüst“ (110) wohl niemals. Die Rolle, die Nietzsche der Physiologie zubilligt, ist bemerkenswert, streift den Biologismus Darwins, den Materialismus F.A.Langes, die 7 Welträtsel DuBoi-Reymonds. Haeckels Monismus und opfert darüber im Zuge seiner verwegenen „Tempelreinigung“ sogar die „große Sphinx“, die Schopenhauer noch als die Inkarnation der Welträtsel und das Hauptproblem der Philosophen betrachtet hatte.

Im Gegenzug zu Hegels Ästhetik, in der sich nach der letzten romantischen Phase der Kunst alle künstlerischen Aktivitäten in philosophische Reflexion auflösen, wird sich nach Nietzsche alles gedankliche Hin-und Herwenden, Urteilen, Aussondern, jedes philosophische Glauben und Richten in Kunst auflösen, in Tanz, Musik und Poesie. Der emphatische Ruf aus dem Tanzlied „An den Mistral“, das die Gaya Scienza abschießt: „frei - sei unsere Kunst heißen, fröhlich - unsre Wissenschaft“ erzeugte ein vieltöniges und komplexes Echo unter Künstlern und Intellektuellen, wurde zwar verständlicherweise nicht schulenbildend, war aber trotz aller Jugend-, Lebensreform und musisch bewegten Missverständnisse und trotz der feilen Instrumentalisierung durch die Nationalsozialisten von indirekter und langwährender Wirkung.

Übersetzt man das Turnvaterhafte „Frei und Fröhlich“ aus der zeitgebundenen Formulierung mit befreiend und lebenszugewand, erhält der Ausruf zwar einen anderen, aber noch immer ideologischen Klang, der sich unschwer auch auf die Lehren des sozialistischen Realismus anwenden ließe, übersetzt man frei und fröhlich mit „ideologisch unabhängig und lustvoll konstruktiv“ wird wieder eine andere Botschaft vernommen. Vermeiden wir Vokabeln und enthalten uns der Exclamatio und folgen wir dem versteckten und indirekten Imperativ Verständnis-tolerant und Ergebnis-offen, handeln wir wahrscheinlich eher im Sinne des „tanzenden Troubadours“, des einsam rufenden Eremiten und Säulenheiligen der Moderne.

Nietzsche hat in seiner Aphorismensammlung *Gaya Scienza* neben den erwähnten vielen Ausrufezeichen auch eine Menge von Hinweisen gegeben, die das Werk zu einem begehrten Steinbruch für viele Bauwillige hat werden lassen. Darin ist er Platon, Dante, Shakespeare, Goethe und Lichtenberg vergleichbar, bei denen sich alle Möglichen und Unmöglichen bedienen und bedienen, weil knappe und treffende Verbalisierungen eine Rarität sind, zumal da, wo es um komplizierte oder schwer formulierbare Zusammenhänge geht. Die akademische und spätere bildungsbürgerliche Sitte, seiner Arbeit ein beziehungsreiches Zitat voranzustellen, wird meist aus den Motiven einer gewünschten Patenschaft, einer Empfindung echter Verwandtschaft, oder in der Attitüde akademischer Angeberei vorgenommen, ist mittlerweile aus der Mode gekommen und gilt als zopfig.

Ich möchte jetzt auch nicht die Spolienarchitektur unserer geistigen Gemeinwesens nach Beispielen gelungener oder angemessener Zitate durchsuchen, sondern das erwähnte Bild des Steinbruchs zum Anlass nehmen, um über das Verwenden von Vorgefundenem nachzudenken.

Wer davon ausgeht, dass „es nichts Neues unter der Sonne gibt“, wie es der Autor des biblischen Buchs Kohelet sagt, der wird in Schwierigkeiten kommen, wenn er sich gleichzeitig einem hohen Produktivitätsethos verpflichtet weiß. Er muss sich ständig fragen, ob seine Produktion sinnlose Wiederholung sei und ob er nicht seine Lebenszeit möglicherweise mit dem Aufwärmen alter Prinzipien vergeudet und stattdessen sich anderem zuwenden sollte.

Wirft man einen Blick in die akademischen Hausarbeiten der jüngsten Vergangenheit, wird man die Schwierigkeiten der Autoren erkennen, die sie mit der vorhandenen Informationsfülle hatten. In den fleißigen Arbeiten ist mittlerweile der Apparat genauso groß wie die eigentliche Arbeit selbst und im Text selbst wimmelt es von schlecht gekitteten Bruchstellen zwischen Sprachniveaus, was dafür spricht, dass hier ohne Quellenangabe sicherlich „abgeschrieben“ wurde. Das ist zwar unschön, ungeschickt und beklagenswert, aber bei Lichte besehen durchaus nachvollziehbar, ehrlicherweise sogar verständlich und im Grunde nichts weiter als hilflos. Da die Regeln und Konventionen des akademischen Arbeitens von vorgestern stammen, also aus einer Zeit ohne Google und Co. müssten die Bewertungs- und Qualitätskriterien geändert werden, wenn wir den Nachwuchs nicht zu Verbalartisten, Taschenspielern und geschickten Jongleuren und Tricksern erziehen wollen. Jede unterschriebene Erklärung, die besagt, dass dieses Werk „selbständig und ohne Benutzung anderer als der angegebenen Hilfsmittel...“ angefertigt wurde, ist genau genommen so etwas wie eine konventionelle und allseits akzeptierte Lüge. Es ist eine abenteuerliche Grille der akademischen Welt, so zu tun, als gäbe es die absolute Originalität und sie bedenkenlos einzufordern, obgleich sie es doch eigentlich besser wissen müsste, da sie selbst in der Hauptsache vom Kompilieren, Excerptieren und Wiederkäuen lebt. Der Slalom zwischen dem sicher Gewussten, dem vom HörenSagen Gekanntem und dem eigenen unsicheren Vers, der in den zeitgenössischen Arbeiten aufgeführt wird, hat etwas rührend Anachronistisches, dessen Charme aber jäh zusammenbricht, sobald einer die mittleren Maßstäbe einer heute gängigen Qualitätskontrolle anlegt. Auch die aberwitzigen Vorschläge zur korrekten Internet Zitierweise zeigen ein krampfhaftes Verteidigen von längst überrannten Bastionen.

Diese symptomatische Doppelzüngigkeit ist zwar einer aufgeklärten Academia unwürdig, aber bislang scheint eine vernünftige Bearbeitung des Themas „Steinbruch, Zitat und Spolien“ weder geleistet noch mutig ins Auge gefasst. „Cut-Copy-Paste“ sei eine Kulturtechnik des 21. Jahrhunderts, meint der Komponist Johannes Kreidler, der, wollte er sein elektronisches Stück, das aus 70200 Samples besteht, korrekt bei der Verwertungsgesellschaft GEMA anmelden, dazu eine Lastwagenladung von bedrucktem Papier benötige. Damit machte er 2008 öffentlichkeitswirksam auf das entstandene Missverhältnis zwischen Rechts- und Copyright-Auffassungen und der technischen Realität aufmerksam. Die sich häufenden Copyright Fälle sprechen alle von der nämlichen Rechtsunsicherheit in Fragen des Geistigen Eigentums und neue Festlegungen von Grenzwerten scheinen ebenso geboten, wie eine generelle Neufassung der aus dem 19. Jahrhundert stammenden, einschlägigen Definitionen.

Während das Einbauen von gebrauchten Materialien und Spolien in früheren Jahrhunderten selbstverständlich war, ja sogar als besonders wirtschaftlich galt, ist die paradoxe Situation eingetreten, dass ausgerechnet in einer Zeit, in der nahezu alles nur noch ökonomisch gedacht wird, das Verwenden von bereits Vorhandenem unter Verdacht steht. Die Künste haben zwar demonstriert und bewiesen, dass dieser Verdacht unbegründet ist und in ihren Reihen waren auch einige Pioniere das Recycling zu Hause, die mit Schrottplastiken und der alten militärisch-wirtschaftlichen Ein- und Umschmelztechnik Neues und auch Schönes herstellten. (Schwerter zu Pflugscharen) Der Apostel der Rehabilitierung und Vertreter einer Neubewertung des Unwerten Joseph Beuys hat über den Umweg seiner Privat-Mythologie einer neuen Materialästhetik den Weg geebnet; seine Asemblagen aus Kriegs- Nachkriegsfundstücken hat die Ästhetik des Improvisierens aus Notzeiten in die Zeiten der Prosperität und des Überflusses menetekelhaft herübergerettet und damit sogar kulturgeschichtlich an uralte Praktiken der Wertschöpfung angeschlossen, aber intellektuell ist das alles nur unzureichend durchgedrungen. Hier gilt unflektiert noch immer eine antiquierte Art von Erstgeborenenrecht, das jede ungefragte Verwendung eines Gedankens als Diebstahl erachtet und ahndet. Natürlich kann man diese Problematik als Fragen des Anstands und der Höflichkeit verstehen, damit wäre sie zwar nicht aus der Welt, aber sie wäre zumindest entrechtlicht und einer allgemeinen Kulturdebatte, sofern es diese noch gibt, überlassen. Ich predige in diesem Zusammenhang kein „anything goes“ sondern ein „something should possibly goe“ oder „a lot goes, astonishingly“

Zur Rehabilitierung des intellektuellen Steinbruchs und der Verwendung von bereits Existierendem, sei hier die Allerweltsweisheit aus der Umwelt- und Recyclingdebatte angeführt: „Abfall ist Rohstoff am falschen Ort“. Dieses plakative Zitat hat mindestens zwei Voraussetzungen, die allerdings weniger bedacht werden. Zum einen ist das die handwerkliche Spielart des „Materialismus“, die vieles bis alles in der Welt als nutzbares Material ansieht und zum anderen die produktive Wahrnehmung im Sinne einer permanenten Umzentrierung der Nützlichkeitsfrage.

Zur interessanten Frage nach dem Werkzeug tritt hier die nicht minder interessante Frage nach dem Material hinzu. Beide sind in ihren Antworten multivalent, zwar intuitiv, aber wissensabhängig, was soviel bedeutet wie: wir müssen sowohl unser handwerkliches, wie auch unser hirnerkennendes Wissen vergrößern, updaten und pflegen. Genauso wie wir die Rolle des Kohlenstoffs in der organischen Chemie kennen sollten, sollten wir auch eine Ahnung davon haben, wohin eine Maßstabsveränderung führen kann, eine strikt angewandte zweiwertige Logik, oder das ausschließliche Tadeln als pädagogische Maßnahme. Hirn- und handwerkliche Kenntnisse über Werkzeuge, Methoden und Material, die im Wortsinne „polytechnisch“ einsetzbar sind, können unter die Voraussetzungen für kluge Zweit- und Drittverwendung gezählt werden; darüber hinaus ist Zusammenhangswissen von Vorteil, wenn es beispielsweise darum geht, das Übernommene in seiner Zeit einordnen zu können. War die ausgewählte Denkmethode in ihrer Epoche etwa Mainstream, oder gehörte sie eher zum Werkzeug einiger Weniger, war sie vielleicht subkulturell, oder gar rebellisch und subversiv.

Selbst anekdotisches Wissen kann hilfreich sein, wie zB ein Diorama im Wachfigurenkabinett, das den kleinen Mozart am Spinett beim Vorspiel vor Marie Antoinette zeigt. Sie deutet darauf hin, dass sich die Lebenswege der beiden berührt hatten und dient der zeitlichen Einordnung in einen groben „Kulturfahrplan“. Die Kenntnis räumlicher, zeitlicher, stilistischer, modischer, technischer, politischer und wirtschaftlicher Zusammenhänge sind notwendig um sich nicht-offizielle Beeinflussungen erklären zu können, um zB in der materiellen Kulturgeschichte plötzlich auftauchende Objekte als Importware identifizieren zu können.

Das unvollständige Mosaik ist eine Hilfs- und Leitfigur in der Ausbeutung des Steinbruchs, des Zitats, des Abfalls, der Ruinen, der Materialsammlungen und in der Aneignung fremder Gedanken und Denkmethoden. Je größer und breiter es ist, um so lückenhafter und chaotischer wird es ausfallen müssen und wir sind gut beraten, uns langsam von jenem Universalismus zu verabschieden, der noch immer unsere Vorstellung und Wertschätzung beherrscht.

So wie wir uns von 'der Wahrheit' zu 'den Wahrheiten im Plural' fortbewegt haben, werden wir uns auch von der Erkenntnis zu den Erkenntnissen bewegen müssen und den beunruhigenden Rest dem kommunikativen Handeln und Aushandeln überlassen müssen. Dadurch kommen zwar starke soziale, sozialpsychologische und politische Bezüge ins Spiel, aber sie dienen nur der Erhellung Jahrhunderte währender Vernachlässigung und mangelhafter Berücksichtigung wichtiger, gleichwohl übersehener Variablen. Nichts sollte in diesen Zusammenhängen verboten, ausgeschlossen, oder dünnelhaft diskreditiert sein, kein Methodenzwang sollte herrschen und keine verabsolutierten Geschmacksurteile einflussreicher und mächtiger Einzelner sollten mit Naturgesetzen oder Invarianten verwechselt werden.

Das österreichisch-kalifornische enfant terrible der Wissenschaftstheorie Paul Feyerabend hat wie der Deutsch-Schweizer Wissenschaftshistoriker Hans-Jörg Rheinberger mit einigen fixen Ideen und Mythologien der Wissenschaften aufgeräumt und die meisten Königswege als konventionelle Euphemismen entlarvt. Dass es in den Wissenschaften so aussieht, wie es aussieht, hängt u.a. auch damit zusammen, dass sich in ihnen Konventionen eingebürgert haben, die vieles unter den Tisch fallen lassen, was für die Wissenschaften essentiell und förderlich ist, und hauptsächlich solche Werte, Normen und Verhaltensweisen hervorheben und belohnen, die mythologisierend sind, unanahbar und geheimnisvoll machen.

Die systematische Unterschätzung des Widerspruchs, die Feyerabend feststellt, und die systematische Überschätzung der Rationalität, die Rheinberger herausstellt, sind nur zwei der Dispositive, welche die Wissenschaften daran hindern, eine Aufgabe für viele zu sein, die Barrieren zwischen Wissenstypen wegzuräumen und die Kluft zwischen Theorie und Praxis zu überwinden. Dass wissenschaftliche Erkenntnisse so weit entfernt sind vom Leben, Alltag und Einsicht ist ein Geburtsfehler, den sie ihren Eltern „machtbessene Theologie“ und „magische Technologie“ zu verdanken haben. Diese beiden Monopole, das der Erklärung und das der verändernden Einflußnahme haben sich von jeher mit einem Arkanum in Sprache und Handlung umgeben, das sie sozial, politisch und ökonomisch privilegierte und vom gemeinen Mann abhob.

Die viele falsche Objektivität, die zahlreichen korrupten Hypothesen, die Verleugnung des Individuellen, die Kosmetik der Messungen, die Vergötzung der großen Zahl, die Selektivität der zugelassenen Methoden, die Abhängigkeiten von Moden, Geld und Macht..., alle diese Untugenden haben ihre lange, eigene und bekannte Geschichte, die aber verblasst und ihre entschuldigende Kraft verliert, wenn man sie mit dem naiven Anspruch an die Wissenschaft konfrontiert.

Diesen Anspruch könnte man folgendermaßen formulieren: möglichst unabhängig mit allen möglichen und denkbaren Mitteln für Wahrheit und Richtigkeit in der Erkenntnis und ihrer Anwendung zu sorgen. Aber schon im Angesicht dieser Anforderung wird die geläufige Praxis der Wissenschaft versagen müssen, denn schon bei der Unabhängigkeit wird es bedenklich. Wissenschaft wird von Menschen für Menschen und unter Menschen gemacht, ist also. wie ihre beiden Kultur-Geschwister Religion und Kunst, eine soziale Veranstaltung. Merkwürdigerweise sind über Religion und Kunst entmythologisierende Sozial-Geschichtsschreibungen (oder zumindest einschlägige Versuche) bereits verfasst; dass Vergleichbares in den Wissenschaften selbst bislang unterblieben ist, legt zwei Schlüsse nahe: entweder ist die Wissenschaft als gesellschaftliche Institution noch zu stark, um sich jedwede Form entmachtender Relativierung gefallen lassen zu müssen, oder ihre Vertreter sind derart vielfältig mit Industrie, Wirtschaft, Militär, Politik, Banken, Versicherungen, dem Gesundheitswesen und den Medienwelten verbunden, verwachsen und interdependent, dass jede Schwächung der Position der Wissenschaften eine Destabilisierung des Ganzen zur Folge hätte; so könnte man zumindest befürchten. Dass Wissenschaft jedoch gleich Rationalität sei, trifft weder in den Motiven, noch in den Methoden, noch in den Ergebnissen zu, in den Anwendungen der Erkenntnisse schon überhaupt nicht.

Ohne jetzt gegen die Wissenschaftlichkeit generell polemisieren zu wollen (sie ist schließlich im derzeitigen Ökonomismus das Beste, was wir noch haben) scheint jedoch eine Aufklärung mehr als überfällig, zumindest was die blinde „Wissenschaftsgläubigkeit“ angeht. Dass etwas „wissenschaftlich erwiesen“ sei, ist mittlerweile bei den letzten Conferenciers eine sichere Lachnummer und als seriöses Argument gestorben. Dass über etwas „derzeit geforscht wird“ ist aber noch immer eine gängige Entschuldigung für unpräzise Äußerungen, wobei allerdings die Angabe besser und informativer wäre, Wer im Auftrag von Wem, Wo und unter Verwendung von Welchen Drittmitteln und mit Hilfe Welcher Methoden darüber forscht. Sowohl Feyerabend als auch Rheinberger versuchen *vor* die behauptete Rationalität zu kommen, indem sie das „Vorspiel“ der Vernunft (Feyerabend) und die „Laborsituation des Naturwissenschaftlers“ (Rheinberger) untersuchen. Die angebliche Stringenz, mit der von klar definierten Hypothesen zu Experimenten und durch sie schließlich zu Verifikationen oder Falsifikationen der Hypothesen fortgeschritten werde, sei eine idealtypische Konstruktion, die in aller Regel nachträglich mit der erneuten Fassung der Hypothese formuliert werde. Die Rolle, die beide Autoren dem Spielen, der Unsicherheit, dem Nicht-Wissen, der Neugier, dem Zufall, der Unvernunft und dem Mutwillen zuschreiben, ist mehr als beachtlich, betonen doch beide nahezu gleichlautend, dass alle diese unordentlichen, verspielten und keinesfalls rational-zielstrebigen Verhaltensweisen Voraussetzungen wissenschaftlichen Arbeitens seien.

Rheinberger sagt, dass das Experiment genau auf der Grenze zwischen Wissen und Nicht-Wissen liege und wie ein raffiniertes Spinnennetz aufgespannt sei, um das Erwartet-Unerwartete einzufangen. Das Experiment öffne erst das Denken und halte es in Erwartungsspannung, indem es quasi jenen Kontingenzraum schaffe, der zum Einfangen von möglichen Ereignissen notwendig sei. In Feyerabends Plädoyer für Theorien- und Methodenvielfalt lesen wir: „Vernunft und Wissenschaft gehen oft verschiedene Wege. Ein heiterer Anarchismus ist menschenfreundlicher und eher geeignet, zum Fortschritt anzuregen, als „law and order“-Konzepte“.

Die ungerichtete Pluralität des Möglichen, das offene und öffnende Experiment, die Anregung zum Fortschreiten, die heitere Anarchie...all das ähnelt den Wunschbildern der GayaScienza, die von offen gehaltenen Türen zur freien Bewegung der Möglichkeiten träumt, wohl wissend, dass sich diese der Schwerkraft folgend von alleine schließen werden, dass sich die instabilen Zustände der ungerichteten Pluralität und die experimentelle Offenheit selbstregulierend in neue Stabilitäten und geschlossene Ordnungen verwandeln werden. Diese Verliebtheit in die Keimsekunde, in den Kairos, in den Nullpunkt der Gegenwart entspringt der alten Sehnsucht nach Übereinstimmung, von deren Erfüllung wir ewig getrennt sind durch unsere *conditio humana* mit ihrem fatalen „unglücklichen Bewusstsein“, das aber durch sein Unglück ein erwartend Gespanntes zu sein scheint.

Um diese Spannung aufrecht zu erhalten und ihr möglichst viele Zwischenergebnisse und Fundstücke zu entlocken, ist die GayaScienza ein geeignetes Verfahren, wobei Eklektizismus, Rhathymia und Wissenserwerb, auch durch Experiment, Anarchismus und unakademische Dialektik ersetzt werden kann, oder auch schlicht durch freies, heiter-ernstes Probehandeln.

Hans-Jörg Rheinberger beschreibt den experimentierenden Wissenserwerb als Einstieg in ein Bergwerk. Es ist eng, dunkel und unbequem und man weiß nicht, ob der Stollen, in welchem man sich befindet, den andere vor einem gegraben haben, überhaupt dahin führt, wo man erhofft, fündig zu werden. Es kann durchaus geschehen, dass man enttäuscht wieder aussteigen und einen anderen Zugang suchen muss, oder sich dazu entschließt, eigene Verbindungswege zwischen den vorhandenen Zugängen zu schaffen, oder gar einen neuen Zugang zu graben. Das Bild ist beliebig erweiterbar, weit entfernt von „clair et distinct“ und es ist ausreichend labyrinthisch, um die Realität einigermaßen zu beschreiben, es setzt allerdings voraus, dass man gewisse Ahnung und grobe Vorstellung von der Richtigkeit des Suchortes hat. Man kann auch, Feyerabend zufolge „wider alle Vernunft“ an Orten suchen, die das gewünschte Erz mit großer Wahrscheinlichkeit nicht erwarten lassen, dafür aber dort anderes, gegebenenfalls sogar Wertvolleres finden. Diese, zwar mühevollen, aber auch motivierte und lustvolle Schatzgräberei ist das romantische Gegenbild zur subventionierten Auftragsforschung, in der der Auftraggeber irrtümlicherweise glaubt, Forschungsergebnisse „bestellen“ zu können. Wenn sich der menschliche Geist einer Sache zuwendet, stehen sich eben zwei offene, nicht abgeschlossene Systeme gegenüber, deren Interaktionen unabsehbar und daher nicht prognostizierbar sind.

Obwohl Rheinberger und Feyerabend, wie angedeutet, in ihren Überlegungen versuchen *vor* die Rationalität, *vor* die Logik zu kommen, also einen genetisch früheren Punkt der Erkenntnis anvisieren, gehen sie gleichwohl nicht auf die Abduktion ein, die Charles Saunders Peirce um die Jahrhundertwende für die Erkenntnistheorie (wieder) fruchtbar gemacht hat. Er siedelt sie *vor* der Deduktion und Induktion an und traut ihr zu, Wesentliches für die Hypothesenbildung zu leisten.

„Die überraschende Tatsache C wird beobachtet; aber wenn A wahr wäre, würde C eine Selbstverständlichkeit sein; folglich besteht Grund zu vermuten, daß A wahr ist.“ – Peirce: Collected Papers (CP 5.189)

Diese Art von proto-logischer Vermutung kommt zustande als quasi-instinkthafte Reaktion auf Widersprüche, die im Rahmen von Wahrnehmungsurteilen auftreten; Überraschung hier verstanden als Widerspruch zum Gewohnten, durch Wiederholung Bestätigten.

„Die abduktive Vermutung kommt uns blitzartig, Sie ist ein Akt der Einsicht, obwohl von außerordentlich trügerischer Einsicht. Es ist wahr, dass die verschiedenen Elemente der Hypothese zuvor in unserem Geist waren; aber die Idee, das zusammenzubringen, von dem wir nie zuvor geträumt hätten, es zusammenzubringen, lässt blitzartig die neue Vermutung in unserer Kontemplation aufleuchten“ – Peirce: Collected Papers (CP 5.181)

Das, was Peirce als „blitzartige Vermutung“ beschreibt, hätte man früher Intuition, Inspiration, Mußenkuss und Eingebung genannt und dem Bereich des Künstlerischen und Kreativen zugeordnet. Es scheint hier erneut jener Punkt erreicht zu sein, an dem sich Philosophen, Künstler und Wissenschaftler begegnen, und zwar im Interesse an erkenntnistheoretischen Fragen. Auch die argumentative Verwendung von optischen Täuschungen, exemplarisch in den Publikationen von L. Wittgenstein, Ch.S. Peirce, P.K. Feyerabend, R.D. Laing u.a. sprechen für eine Vergleichbarkeit der Zugangsweisen zur Thema Erkenntnis.

Seit Lockes unhintergebar Setzung der Sinne als Ursprung aller Erkenntnis, die nicht nur den Sensualismus und Empirismus begründete, sondern von nahezu allen nachfolgenden -Ismen, wenn auch gelegentlich murrend und nachbessernd anerkannt wurde, haben wir Heutigen aus der Sinneslehre eine Schnittstellenlehre gemacht, die sich mit den Interaktionen von Systemen oder Subsystemen beschäftigt.

Wenn man nun ganz grob und mechanistisch Religion, Wissenschaft und Kunst als Subsysteme des Systems Kultur darstellt, könnte man sich im Sinne des libertären Feyerabendschen Methodenpluralismus einer Schnittstellenkritik zuwenden. Die unter der derzeit prävalierenden ökonomistischen Perspektive hauptsächlich beachtete Schnittstelle „geldliche Mittel“ ist bei Lichte besehen nur *ein* interface, ein wichtiges zwar, aber nur ein Einziges, zudem noch bedenklicher Weise ein inhaltlich gänzlich unbestimmtes und sogar in Konkurrenz befindliches.

Unter den weiteren Schnittstellen, wie zB: öffentliches Interesse, zugebilligte Anteile am Gesamtsystem, Qualität und Mutualität der Kommunikation an der betreffenden Schnittstelle (im Sinne ein-, zwei- und mehrseitiger Synapsen) Struktur bildende Einflussnahmen an der Schnittstelle, Zustand und allgemeine inhaltsbezogene Interoperabilität...etc. lassen sich auch Invariante, quasi fest installierte Schnittstellen finden und vermutlich ist „Erkenntnis“ ein solche komplexe Black Box mit zahlreichen, chaotischen, aber höchst aktiven interfaces.

Um Missverständnisse und Energievergeudung zu vermeiden muss der Kontext untersucht und bestimmt werden, in dem diese Kritik, im Wortsinne einer unterscheidenden Betrachtung, stattfinden kann und soll.

Peirce sprach, als er die Abduktion vorstellte von der „Logic of Discovery“, K. Popper sprach, als er sein Falsifikationsprinzip vorstellte von der „Logik der Forschung“, womit bereits zwei recht verschiedene Kontexte angegeben sind: der Entdeckungszusammenhang und der Begründungszusammenhang, die mitunter wechselnd und unklar gemeinsam, oder durcheinander behandelt werden. Entdecken und Erfinden folgt anderen Tugenden und Voraussetzungen als Begründen und Verteidigen, was man besonders deutlich in der Beurteilung ihres Mislingens erkennen kann. Beim Entdecken und Erfinden gilt uneingeschränkt die Alles-oder-Nichts-Regel, beim Begründen und Verteidigen sind mehr oder weniger, besser und schlechter, also Gradationen zugelassen.

Dass auch etwas gut oder besser erfunden sein kann, ist eine cura posterior, die meist hinter der Macht des Faktischen zurücksteht, von der Bewährung und der dazu benötigten Zeit einmal abgesehen.

Da Erkenntnis mindestens diese zwei Aspekte hat, den des Erkennens im Sinne des Entdeckens und jenen des Wiedererkennens im Sinne der Hume'schen „Gewohnheitsbildung“, also der sich verfestigenden Wenn-Dann-Beziehung, müssen mindestens die zwei genannten Zusammenhänge getrennt behandelt werden. Das „mindestens“ verdankt sich einem generellen „Je ne sais quoi“, das sich auch jenseits ästhetischer Debatten bemerkbar macht; es könnte nämlich sehr wohl möglich sein, dass die Erkenntnis noch viele andere Aspekte hat, die sich im Augenblick aber auf der abgewandten Seite der Black Box befinden.

Das Entdecken ereignet sich zunächst jenseits der Wahrheitsproblematik, der Begründung und der Moral. Seine Ergebnisse sind gleichzeitig unsicher und gewiss, seine Methoden sind Wahrnehmungsurteile und darin die wahrgenommenen Widersprüche, die sich in Überraschungen darstellen und sein hauptsächlichster Trigger sind die Zustände des Vagen, des „Zwischen“ und des Möglichen. Werden Entdeckungen kommuniziert, entsteht ein erstes Vergleichsszenario, das zur Vereinzelung oder Kommunalisierung des Vorgang wie des Ergebnisses der Entdeckung führt, dem in aller Regel weitere Abgleiche folgen im Sinne von intersubjektiven Bestätigungen.

Die logische Figur, die der Entdeckung am meisten entspricht ist die Abduktion, die methodische Figur ähnelt der Amplifikation, die emphatisch-expressive Figur kommt dem überraschenden Widerspruch gleich, die rhetorischen Figuren, die der Entdeckung nahe kommen sind Allusion, Metapher, Oxymoron, Contradictio in adjecto, die grammatische Figur könnte der Konjunktivus potentialis sein, die modale Figur der Tentativ und die literarisch-künstlerische Gattung sind Essay, Entwurf, Skizze, Invention und Fantasia.

Wesentlich ist der Entdeckung, dass sie nicht final ist, sie verfolgt keinen Zweck und steht in keinem teleologischen Zusammenhang. Sie kann weder befohlen noch angeordnet werden, sie ist nicht prognostizierbar, auch kann sie nicht rückgängig oder ungeschehen gemacht werden, nachdem sie einmal nach der Alles oder Nichts-Regel stattgefunden hat. Sie kann zwar unterdrückt, verdeckt und bekämpft werden, ist aber faktisch und argumentativ kaum mehr zu leugnen, worin sie den Mit- und Gegenspielern Verdacht und Zweifel auffallend ähnlich ist.

Mit seiner Bemerkung, „die Abduktion ist ein Vorgang, in dem eine erklärende Hypothese gebildet wird, sie (ist) die einzige logische Operation, die irgendeine neue Idee einführt“ (CP 5.171) bekräftigt Peirce sein Plädoyer für eine dynamisch-prozessuale Auffassung der Erkenntnis. Erkenntnis kommt demnach nicht ohne ständige Erweiterung aus, wobei das produktiv-kreative Moment im Entdecken und Erfinden stets von Neuem adaptierter und adjustierter Hypothesen liegt.

Sätze wie diese: „Deduction proves that something **must be**; Induction shows that something **actually is** operative; Abduction merely suggests that something **may be**.“ – Peirce: Collected Papers (CP 5.171) und „Unfehlbarkeit in wissenschaftlichen Belangen ist für mich unwiderstehlich komisch.“ (CP 1.9) hätten Paul Feyerabend sicherlich gefallen, ob er sie kannte als er „Wider den Methodenzwang“ schrieb,

(Against Method, Outline of an Anarchistic Theory of Knowledge, 1975) ist ungewiss.

Das „May be“ der Abduktion verweist auf die Vorsicht der Vermutung, eine Haltung, die der GayaScienza, bei allem gelegentliche expressiven Überschwang eigen ist. Sie misstraut jedem „Fest-Stellen“, sieht in Aussagen eher die aufgeputzte Ahnung als das „So ist es-Urteil“, ist sich des eigenen Wissens chronisch unsicher und hält Urteile und indikativische Definitionen so weit als möglich zurück. Als Kind der antiken Skepsis ist sie dem Subjektivismus, Nominalismus und Anarchismus näher als jedem dekreterischen Realismus, ihre Äußerungen sind dem Verstummen abgerungen, ihr Lächeln ist das Lächeln unter Tränen.

Die GayaScienza hat einen angeborenen Respekt vor der Vielschichtigkeit der Phänomene, alles Reduktionistische ist ihr fremd und methodisch zieht sie einen Multiperspektivismus allen ausschließenden Systematiken vor. Dies geschieht in der Hoffnung, den Gegenstand des Interesses durch Einkreisen besser verstehen zu können und sie als Aspekte-Sammlerin in die Lage zu versetzen, in der schwierigen Kommunikation wenigstens einige Resonanzen erzeugen zu können.

Aus diesen Motiven ergibt sich ihre positive Einstellung zum Eklektizismus, dem sie sogar in der Variante bewusster und kritischer Zufälligkeit Beiträge zur Aspekt-Sammlung abgewinnt. Grundiert durch einen psychologisch belehrten Agnostizismus hält sie am anthropologischen Stadium des Jägers und Sammlers fest, schätzt Neugier, Spiel und Vagieren und ist gut mit dem Ausdruck „Polyzentrischer Relationismus“ (Hans Schauer) beschrieben, durch den die epistemischen Haltungen Leonardos, Montaignes, Hardenbergs (Novalis) und Nietzsches hindurch schimmern. Ob das nun postmodern, beliebig oder leichtfertig ist, ist vergleichsweise unerheblich, denn die Wahl zwischen engem, para-religiösem Fundamentalismus und libertärer, reflektierter Collage scheint schicksalhaft zu sein, zumal in Zeiten pluraler und simultaner Wahrheiten und Richtigkeiten bei bröckelnder Verbindlichkeit.

Der melancholische, gleichwohl die Welt umarmende Troubadour stellt seine Inventionen trotzig neben die Dinge dieser Welt, zweifelt ohne zu verzweifeln, phantasiert ohne zum Phantasten zu werden und nutzt seine GayaScienza zum Überleben. Dieser von der Romantik zum Idealtypus überhöhte Dichter, Ritter und Freigeist, der ebenso Liebeslieder, Rüge-, Schimpf- und Politik- Lieder vortrug war nicht nur gebildet und im Sinne der „corteza“ gewandt, sondern er war vermittels und in seiner Kunst ein erstaunlich selbstbewusster Zeitgenosse, der es verstand das lyrische Ich mit seinem realen zu verbinden.

Dass wir überhaupt so viele Troubadours mit Namen kennen, im Gegensatz etwa zu Malern und Musikern des 11-15.Jahrhunderts, liegt u.a. an der bemerkenswerten Tatsache, dass sich die meisten von ihnen in ihren Liedern selbst mit Namen nannten und zum Gegenstand, Erleider und Origo der besungenen Gefühle und Gedanken machten.

Sie waren dem Leitbild-bedürftigen und-hungrigen Spätromantiker Nietzsche aufgefallen als ganzheitlicher Typus eines dem Leben zugewandten, geistvoll sinnlichen, skeptisch- kritischen und ritterlichen Künstler- Philosophen; ein Kalokagathisten-Traum ~

Im Katalog des Untertitels ist noch ein weiteres Nietzsche-Zitat aufgeführt: „Rhathymia“, die sorglose Unbekümmertheit, oder die „happy-go-lucky-disposition“, wie der amerikanische Psychologe, Faktorenanalytiker und Persönlichkeitstheoretiker Joy Paul Guilford die griechische Vokabel übersetzte und als Persönlichkeitsfaktor isolierte.

„Diese »Kühnheit« vornehmer Rassen, toll, absurd, plötzlich, wie sie sich äußert, das Unberechenbare, das Unwahrscheinliche selbst ihrer Unternehmungen – Perikles hebt die *rhathymia* der Athener mit Auszeichnung hervor –, ihre Gleichgültigkeit und Verachtung gegen Sicherheit, Leib, Leben, Behagen, ihre entsetzliche Heiterkeit und Tiefe der Lust in allem Zerstören, in allen Wollüsten des Siegs und der Grausamkeit – alles faßte sich für die, welche daran litten, in das Bild des »Barbaren«, des »bösen Feindes«, etwa des »Goten«, des »Vandalen« zusammen.“
(Zur Genealogie der Moral I,11)

Was ist das für eine ungeheuerliche Art, strahlend grausam und entsetzlich heiter zu sein, was soll daran „vornehm“ sein? Es scheint eine der vitalistischen Übertreibungen Nietzsches zu sein, seine aus dem Anti-Mitleidsaffekt geborene bedenkliche und gefährliche Lust an der zerstörerischen Stärke, am wollüstigen Barbarentum. Diese Ausbrüche eines sensiblen und schüchternen Pastorensohns und Bildungsbürgers, der versucht, sich von der doppelzüngigen Pädagogik, Moral und dem sprichwörtlichen schlechten Gewissen christlicher Provenienz zu befreien, kann das offensichtlich nur mit Übertreibungen bewerkstelligen. Er greift tief ins Tabu, genießt die Grenzverletzung und suhlt sich förmlich in rhetorisch-kompensatorischen Projektionen.

Der therapeutische Blick, der versucht, in solchen exaltierten Äußerungen ein Muster zu erkennen, entschuldigt das Gesagte damit nicht, zumal bei einem klugen Kopf wie Nietzsche nicht, entschärft und relativiert es gleichwohl durch seine Einordnung, läßt es aber als merkwürdiges Disparatum stehen.

Bleibt das, „was Perikles mit Auszeichnung an den Athenern hervorhebt, ihre Rhathymia“, ihre Sorglosigkeit, ihr leichter Sinn, ihre Unbekümmertheit und Bedenkenlosigkeit.

Im Deutschen sind das alles „Losigkeiten“, also Negativanzeigen in Sachen Kummer, Sorgen, Bedenken und allem, was das Leben schwer macht. Aus diesem doppelten Negativismus resultiert eine Freiheit, Leichtigkeit, vielleicht sogar Fröhlichkeit, die Nietzsche liebt, beispielsweise auch an den Troubadouren. Er beklagt oft das Schwerblütige, Sauertöpfische, Tiefsinnige, Jammerig-Moralische deutscher Gemüter, vermisst den „esprit“ und läßt seinen Zarathustra nicht von ungefähr tanzen.

Guilford hat die Rhathymia unter die Faktoren der Kreativität gezählt, wo sie neben Problem Sensitivity, Fluency, Flexibility, Frustration tolerance, broad Knowledge, Evaluation... ihre unterstützende und erleichternde Wirkung zeitigt. Welche Rolle spielt nun Rhathymia in der Erkenntnis und Erkenntnistheorie?

Es ist der Leichtgängigkeit eines Getriebes vergleichbar mit der eine unbeschwerte Kreativität die Konstruktionen steuert, aus den Informationen auswählt, Perzepte ordnet und spielerisch neue und veränderliche Probe-Einheiten herstellt.

Da Rhathymia von manchen mit Oberflächlichkeit, Leichtfertigkeit und Frivolität übersetzt wird, können Umzentrierung, Schwerpunkt- und Perspektivwechsel, Konzentrations- und Fokussierungsveränderungen leichter vonstatten gehen, wenn Eindrücke und Prägungen nicht so tief gehen, dass sie die Beweglichkeit behindern. Rhathymia ist eines der Gegenstücke zu Dogmatismus, Rechtgläubigkeit und rigider Moral, auch zur Schwermut, dem Nachtragen und zur ewigen Trauer um das Vergangene. Sie ist die heitere Gelassenheit, die schiere Gegenwartsbezogenheit des lächelnden Buddha, die spielerische Balance des Yoglars und Trobadors, die fröhliche Dialektik von Substanz und Akzidenz, oder Dictio und Contradictio, Sein und Schein, etc.... sie spiegelt sich in der experimentellen Haltung zum Leben.

Für letzteres gibt es u.a. drei Anleger, die zu weiterführenden Ausflügen einladen: zum einen Blochs Denkfigur des „Experimentum Mundi“ und zum anderen David J. Weeks Untersuchung der Exzentriker und zum dritten Rheinbergers „Experimental-system“, das, betrachtet man seine erkenntnistheoretischen Implikationen und Konsequenzen, zuvor nicht gekannte Perspektiven eröffnet.

Blochs Philosophie des Infiniten, des noch nicht Vollendeten, oder wie er selbst sagt, des „Unabgegoltenen“ stellt die Welt als ständigen, heraklitischen Fluss, oder als Schellingschen Wirbel dar und nach-romantisch als ein einziges, permanentes Produktionsprinzip, das vom Motiv der Melioration in Gang gehalten und vorangetrieben wird. Labor, Treibhaus, Forschungsinstitut, Werkstatt und Atelier in einem, wird in einer so verstandenen Welt fortwährend an Zwischenergebnissen gearbeitet, die Experimente haben vorläufige Ergebnisse, deren Unvollständigkeit zu weitere Experimente herausfordert.

In den „ruhelosen Modellbildungen“ der Künste etwa entdeckt Bloch das „Ineinander von Komik und Wehmut“ und „im Humor selber spielt eine rätselvolle Leichtigkeit mit, die nicht nur die subjektive des Lesers und Zuschauers ausmacht, sondern auch (...) eine objektive Seite aufschlägt, nämlich die eines unter Tränen Lächelns, eine selber leichthin mystische, wie sie alle empirisch gültigen Tränen nicht ganz ernst nimmt.“

Hier klingt Rhathymia an, als Leichtigkeit im künstlerischen Humor und im sprichwörtlichen Lächeln unter Tränen. Wenn Bloch vom „nicht ganz ernst nehmen empirisch gültiger Tränen“ spricht und dieses „leichthin mystisch“ nennt, ahnt man zwar, was er andeutend meint, muss aber durch viele „emotio-gene“ Schichten hindurch sein Sprachbild erst dechiffrieren. „Empirisch gültige Tränen“ weint man mit Grund und Anlass und einer, der das Lächeln unter Tränen kennt, weiß offensichtlich so viel von der Dialektik der Gefühle und Gemütsverfassungen und hat sich seinen eigenen Reim darauf gemacht, er mag ironisch, sarkastisch, mystisch oder existenziell sein, dass er einen schwebenden Abstand von realen Tränen einnehmen wird. Das wäre eine Lesart, die von der künstlerisch-gestalterischen Distanz ausgeht und diese im kompliziert-verkürzten Blochschen Satz aufsucht. Aber es gibt sicherlich andere.

Bloch beschließt das 43. Kapitel von Experimentum Mundi, das den Titel trägt: „Allegorischer Vor-Schein in der Kunst ohne Illusion“ mit einem geheimnisvollen und vorsichtigen Imperativ, oder indirekten Adhortativ:

„Der allegorische Vor-Schein in der Kunst ist als solcher vieldeutig, beherrsche man diese Vieldeutigkeit als unblutigen Ort zur Durchführung und Anschauung offener Experimente, hypothetischer Modelle, fragmentarischer Lösungen.“ (S.205)

Wer aber außer Künstlern, Kindern und Narren versteht sich zu offenen Experimenten, hypothetischen Modellen und fragmentarischen Lösungen ? Es sind die furchtlosen Unkonventionellen, die Mutigen, die einen Gedanken zu Ende denken, die Konsequenzen, die nicht bereit sind, hinter ihre eigenen Einsichten zurückzugehen, die Exzentriker, die kompromisslos dem nachgehen, was sie lieben oder für gut und wichtig halten, die Stolzen, die unabhängig sind von der Beurteilung ihrer Umgebung. Es sind die Eigensinnigen, die Solisten, die Undomestizierten, die Käuze und Sonderlinge

„Das Herzstück der Exzentrizität ist Kreativität. Ein wesentlicher Grund, aus dem heraus Exzentriker ständig die bestehende Ordnung in Frage stellen, ist der, dass sie (ständig) experimentieren, neue Wege ausprobieren wollen, etwas zu tun.“ schreibt David J. Weeks (S.37) in der Veröffentlichung seiner 10 Jahre währende Studie über Exzentriker und beklagt darin u.a., dass wir zu wenige von ihnen haben; die allgemeine Kultur sei auf diese Gruppe fröhlicher und unverdrossener spleeniger Promotoren angewiesen.

Die Weeks-Studie ergab u.a. dass Exzentriker meist gesünder und glücklicher als der Durchschnitt seien, weniger unter sozialem Stress litten, sehr intelligent und kreativ seien, wenig durch Lob und Tadel beeinflussbar, sehr neugierig und unangepasst. Ähnlich wie sich der Heterotopos nur aus der Kenntnis des Topos verstehen und beschreiben lässt, lässt sich auch der Exzentriker nur vor dem Hintergrund eines Zentrums, von dem er sich entfernt, diskutieren. Er ist eine Devianz-Figur, die *von*, *aus*, *durch* und *in* der Differenz lebt, was ihn darum interessant macht, weil man durch ihn viel über die Norm, das sogenannte Normale und das Verbindlichkeiten fordernde Zentrum erfährt. Es ist viel über das Aussterben dieses Typus geschrieben und mit den sozio-kulturellen Veränderungen begründet worden, er scheint aber in wechselnden Erscheinungsbildern zu persistieren, ist aber vielleicht nicht mehr so leicht zu erkennen, wie in seiner Blütezeit des englischen 18. Jahrhunderts.

„Indem sie Verhaltensnormen missachten, die die meisten von uns nie in Frage stellen, erinnern uns die Exzentriker daran, wie viel persönliche Freiheit wir unnötigerweise verschenken und wie groß unsere Fähigkeit ist, unsere Identität auszudrücken und unser Leben selbst zu gestalten, wenn wir sie nur entsprechend gebrauchen. (Weeks S.276)

Von den Exzentrikern wieder zurück zu den Wissenschaftlern, was kein weiter Weg sein muss, wie man weiß und an vielen Beispielen erläutern kann.

Die Rolle der Kontingenz im wissenschaftlichen Experiment, die Hans-Jörg Rheinberger entgegen allen wissenschaftliche Sprachregelungen und Konventionen herausgestellt hat, seine Verbeugung vor Nicht-Verfügbarkeit, Zufall, Überraschung, Unberechenbarkeit, Unvorhersehbarkeit und Widerspruch rückt ihn nicht nur nahe an die „anarchistische Erkenntnistheorie“ Feyerabendischen Zuschnitts, sondern eröffnet auch eine stoisch-absurde Perspektive.

Durch sein Zurechtrücken des Anspruchs und der Erwartung an das wissenschaftliche Experiment, durch seine Charakterisierung als „Eröffnung der Kontingenzsphäre“ und „Spielplatz der Zufälle“ und durch die Metapher des Spinnennetzes, in dem sich alles mögliche und unmögliche verfangen kann, versetzt Rheinberger den Forscher in die Position eines Fallenstellers, der nicht genau weiß, was er fangen möchte, der eine große Geduld aufbringen und „trickreiche“ Arrangements treffen muss, um Geahntes im Moment seines Auftretens festzuhalten.

Mit dieser Beckettschen Figur des Suchenden und Wartenden grundiert Rheinberger die wissenschaftliche Arbeit des Forschers, dessen Glück zwar nicht vom Unverfügbaren anhängt, der aber gleichwohl nicht angeben kann, wovon sonst, wenn nicht vom überraschenden, unverfügbaren Glücksfall selbst.

Dieser Tanz auf der Grenze kommt dem sehr nahe, was Bloch das offene Experiment genannt hat, was sich wiederum mit Rhathymia trifft und in der GayaScienza zu entdecken ist.

Die Grenze zwischen Wissen und Nicht-Wissen ist ein interessanter, aufregender Ort. Rheinberger siedelt hier das Experiment an, Peirce die Abduktion, Novalis „Ahndung“ und Sokratie und Bloch kennt den Ort als Heimat der „Prozessfigur“ in der sich die Dialektik des Neuen entwickelt. Herder hat dieser Grenze große Aufmerksamkeit gewidmet und Kants Stufenfolge von Meinen, Glauben und Wissen kritisiert und durch ein Nebeneinander unterschiedlicher, nahezu gleichberechtigte Arten des Wissens ersetzt.

Nicht-Wissen ist nicht nur die schlichte Abwesenheit von Wissen, oder die Negation des Wissens als Gegensatz etwa zu Spüren und Fühlen, es kann ebenso das Ergebnis von nicht-wissen-wollen (ignoranz) oder zufälliger Uninformiertheit sein. Auch bedeutet ein Nicht-Wissen nicht etwa ein Hindernis für epistemische Geschehen, sondern es ist vielmehr eine Bedingung für dieselben im Sinne eines Bewegung erzeugenden Gefälles oder eines Ausgleich suchenden Spannungsunterschieds. Ferner ist zu klären ob der epistemische Prozess tatsächlich, wie man landläufig meint, eine Umwandlung von Nicht-Wissen in Wissen darstellt, als Formalismus etwa: $-A \rightarrow +A$, oder ob es sich um ein größeres, indirektes, ungezieltes und nicht 1:1 wirksames Geschehen handelt.

Wie oft haben wir nicht schon ein deutlich empfundenen Wissensdefizit durch Akte, Handlungen und Maßnahmen überwunden, die prima vista gar nicht aus dem thematischen Umfeld des betreffenden Wissens stammten. Der indirekte Wissenserwerb durch Handeln, Spielen und Experimentieren etwa, der durch Figuration und Transfer zustande kommt, ist hier zu nennen, oder die Übertragung andernorts gewonnener Einsichten in Strukturen, Zusammenhänge und Prozesse.

Wissen scheint ein überaus komplexes, uneinheitliches und zwanghaft harmonisiertes Konzept zu sein, das von interessierter Seite der Pädagogen, Wissensvermittler, Journalisten, (Informatik-)Ontologen und Publizisten konstruiert wurde, um ihrem schwer fassbaren Produkt und Handelsgut einen klingenden und allseits akzeptierten Namen zu geben. Kein vernünftiger Mensch kann etwas gegen Wissen haben, was den Begriff unter der Hand und ungeprüft zu einem „automatisch positiven Begriff“ macht, wenn er absolut, dh ohne Bezug und Kontext verwendet wird.

So wie Wissen nicht gleich Wissen ist, ist Nicht-Wissen nicht gleich Nicht-Wissen, der Vielgestaltigkeit der Position entspricht eine Vielgestaltigkeit der Negation und die jeweiligen Übergänge von einem ins andere sind alles andere als gradlinig, wobei noch nicht einmal die zeitlichen Aspekte des Noch-Nicht-Wissens und des Nicht-Mehr-Wissens berücksichtigt sind.

Theoretisch-formales Wissen ist von praktisch-technischem ebenso zu unterscheiden wie direkt verwertbares Wissen im Sinne eines Know-How von kontextuellem Bildungswissen im Sinne von luxurierendem Hintergrundwissen. Anekdotisches, exotisches, spezialisiertes, modisches, angelesenes, mediales, skandalöses und geheimes Wissen kommt selbstredend dazu, wie Detailwissen, On-dit-Wissen, Sekundärwissen, Halbwissen, Konversationswissen, Erfahrungswissen, Berufswissen, etc. etc...

Auch ohne die Sprache der Transzendentalisten, oder des New-Thought-Movement zu sprechen, kann man sagen, dass das Wissen von und über etwas, zumal in unserer medial vermittelten Welt, einen starken Einfluss auf den Diskurs und die daraus abgeleiteten Entscheidungen hat. Wie über eine Sache gedacht und geredet wird, was man von ihr weiß resp. von ihr befürchtet, prägt Mode und Alltag bis hin zu Kunst, Religion und Wissenschaft. Erinnerung sei in diesem Zusammenhang an die Themen Elektrizität, Irritabilität, Magnetismus und Fernwirkung in der Epoche der Romantik.

Der Blochsche Aufruf zur Arbeiten an „offenen Experimenten, hypothetischen Modellen und fragmentarischen Lösungen“ kann gar nicht breit und allgemein genug gedacht werden, um unsere Diskurse zu entwickeln und zu verbessern. Dazu könnte eine GayaScienza einen wichtigen Beitrag leisten, der in einer Verschiebung der Bewertungen und Betonungen in den jetzt üblichen Wissenschaften besteht, in der Entwicklung neuer Parameter und Methoden und womöglich sogar in der Eröffnung neuer Perspektiven.

Abgrenzungen scheinen notwendig. wenn von GayaScienza geredet wird. Auch wenn sie „fröhlich“ im Namen führt, hat GayaScienza wenig zu schaffen mit unserer Spaßgesellschaft, mit Medienrummel und Infotainment, auch nichts mit den geschmacklosen und untauglichen Popularisierungsmethoden, mit denen man versucht hat, eine hochspezialisierte und schwer zugängliche Wissenschaft „dem Volke“ näher zu bringen. Science Festivals, Science Slams, oder der aufwendige Science-Train, den man völlig zusammenhanglos und hochsubventioniert durch die Lande schickte, haben außer Verwunderung und Kritik nichts Nennenswertes ausgelöst. Die schillernde, häufig missverstandene „Citizen's Science“, die vom humanistischen Ideal einer „Wissenschaft für Alle“ bis zur kostensparenden Mitwirkung von Laien als Hilfwissenschaftler reicht und einem schamlosen Ausnutzen von Begeisterung und Engagement interessierter Bürger gleichkommt, hat mit der Realität des Wissenschaftsbetriebs wenig zu tun. Um diesen aber geht es und um seine „Reanimierung“ in des Wortes wörtlicher Bedeutung.

GayaScienza ist ein romantisches Programm, zu dem Vieles beiträgt, dem man zunächst nicht zutraut, irgendetwas Substanzielles zum Thema Wissen beisteuern zu können.

Poesie etwa, die Sprache der „Begeisterung“ und der „Ergriffenheit“ wäre geeignet, dem Technizismus und Mathematismus in wissenschaftlichen Publikationen entgegenzuwirken.

Kunst, nicht in ihren Ergebnissen sondern verstanden als Denkmethode, Prozess und Handlungsweise könnte einen wichtige Beitrag zur Anschaulichkeit, Verständlichkeit und zu den wünschenswerten Effekten im Rahmen wissenschaftlichen Arbeitens liefern.

Philosophie könnte als notwendige Voraussetzung der Methodenreflexion dienen, als Instrument der Denkfiguren- und Modellkritik und Grundlage der Kontextualisierung.

Ein spielerischer und experimenteller **Anarchismus** könnte helfen jeglichen Dogmatismus zu überwinden und Absolutsetzungen aufzuklären und zu entschärfen.

Das Routinierte, Eigendynamische und Automatische könnte sich im Spiegel einer **Dialektik** auflösen und neuen Synthesen Platz machen.

Ein neuer, ehrlicher **Eklektizismus** könnte mit dem Originalitätsfetischismus aufräumen, ihn als Falle kennzeichnen und neue Bewertungskriterien für wissenschaftliche Leistungen entwickeln.

Eine differenzielle **Kombinatorik** könnte zu einem fruchtbaren Synchretismus beitragen, in dem die wohlverstandenen Gesetze der Collage, der Allusion, der Transparenz und der Proportion herrschen und sowohl die Materialhuberei, als auch die simplifizierende, reduktionistische Durchschnittsstatistik ablösen.

Amplifikation könnte endlich als wissenschaftliche Tugend gelten und nicht mehr nur als unnötige und nicht „zielführende“ Aufblähung der Frage und des Untersuchungsgegenstands.

Ein aufschließender **Multiperspektivismus** könnte die lebensfernen Konstruktionen ergänzen, die Beobachtungen bereichern und zu wirklichkeitsgetreueren Abbildern verhelfen.

Ein frecher und unabhängiger **Kritizismus** könnte die Debatten beleben, für Bewegung in den Bewertungen sorgen und die unzähligen vorgeblichen Sachzwänge als Ausreden entlarven. Eine neue Form der „Eulenspiegelerei“ könnte als närrische Kunst die Untiefen der Kulturpolitik ausloten und sie durch Wörtlichnehmen auf die Probe stellen und ad absurdum führen.

Kunsthochschulen und Akademien sollten aufgelöst und als integrierte Fächer in Hochschulen und Universitäten wieder auftauchen, in heilsamer Konkurrenz und als notwendige Ergänzung. Das Trivium sollte ernster genommen werden,

Daten- und **Modellkritik** als Fach im Grundstudium etabliert und durch Nebenfächer wie vergleichende Methodologie, vergleichende Visualisierung und vergleichende Analogistik flankiert werden...etc...etc.

Diese Anhäufung kulturkritischer und insbesondere wissenschaftskritischer Konjunktive breitet nicht nur den bunten Teppich der Veränderungswünsche aus, sondern gibt auch die Richtung an, aus der die Reanimierung nach dem erwähnten romantischen Programm zu vermuten ist und erwartet werden kann.

Dass es vorwiegend Methoden und Manifestationen der Kritik sind, könnte man als generelle Fehlanzeige dieses wesentlichen intellektuellen Elements lesen. Es drückt sich darin aber auch ein laut bekundetes Vermissen von Alternativen aus, eine Klage darüber, dass aus dem Mainstream ein One and Onlystream wird, dass das Beziehen einzig und allein auf den Mittelwert zu einer unerträglichen Nivellierung führt, der jeder Ansporn fehlt, fehlen muss, da bekanntlich Abweichungen vom Mittelwert selten belohnt werden. Zudem fehlt das Abenteuer, dem sich der Forscher aussetzt, sobald er unbekanntes, unwegsames Gelände ohne Seil, Netz, Karte und Führer betritt. Irrtümer stellen kaum mehr Risiken dar, denn Absicherungen, Risikoberechnungen und Fehlerwahrscheinlichkeiten haben das Wagnis auf eine kalkulierbare Größe schrumpfen lassen und es vom persönlichen Mut fast gänzlich abgekoppelt.

Das Betreiben einer Wissenschaft ist von einer Geistesverfassung und Lebensweise zu einem Job geworden und seitdem die Industrie die Forschung dominiert, haben die ökonomischen Parameter die Vorherrschaft übernommen.

Es sieht ganz danach aus, als solle die GayaScienza der zeitgenössischen Wissenschaft zu einer Rolle rückwärts verhelfen, ihr ein idealistisch-romantisches Verständnis empfehlen und sie damit zu einem nostalgischen Anachronismus anstiften. Aber was ist, wenn wir die Kugel als Denkfigur ernst nehmen, eine „Rolle rückwärts“, gibt es dann noch überhaupt noch ein Rückwärts, ein Vorwärts, ein Rechtsherum oder Linksherum ?

Natürlich wendet sich jeder nach rückwärts, wenn er mit der Gegenwart unzufrieden ist und sucht in vergangenen Zeiten nach nicht eingelösten Versprechen, besseren, noch nicht realisierten Konzepten und liegengebliebenen Entwürfen. Von der Zukunft wissen wir, außer dass sie vor uns liegt, so gut wie gar nichts, folglich ist die Retrospektive eine naheliegende, quasi natürliche, erste Bewegung.

Nietzsche fand im Blick auf das 13. Jahrhundert die *Gaya Scienza* der Provenzalischen Troubadours, verwandelte sie auf der Grenze zwischen 19. und 20. Jahrhundert zu einem eigenen Konzept, welches er uns hinterließ, um es erneut zu transformieren. Verliebt man sich zu heftig in eine historische Denkfigur und möchte sie in der Gegenwart am Werke sehen, droht ein Realitätsverlust mit schleichenden Übergängen, man beginnt, anachronistisch zu argumentieren.

„Anachronismus“ ist aber nur dann ein Ausweis von Verwirrung, Desorientierung und minderer Qualität, wenn man Inhalte von Zeit und Moden abhängig macht. Seiner Zeit Voraus- oder Hinterhersein ist im Grunde gleichgültig, denn wir erleben die Avantgarde von gestern als ungleich älter und obsoleter als Moden, die zweihundert Jahre alt sind. Obwohl die Zeit eine strenge und grausame Richterin ist, wenn es darum geht, etwas aus dem modischen, aktuellen Diskurs zu verbannen, wird sie aber eigentümlich machtlos im Angesicht bewegender und mitreißender Inhalte. Gerade Religion, Kunst und Wissenschaft haben einen besonderen und wohltrainierten Umgang mit Zeitsprüngen und Distanz auflösenden Erscheinungen. Das führte zur gängigen Annahme, dass sie selbst „zeitlos“ seien, oder zumindest ihre Themen, Sujets und Probleme jenseits der Zeit lägen. Dass dieses nicht der Fall ist, kann wohl angenommen werden, hingegen ist es wahrscheinlich, dass Religion, Kunst und Wissenschaft nicht frei sind von begeistert-überschwänglichen und gesteigerten Erlebnis- und Ausdrucksweisen.

Es kommt durchaus vor, dass die Identifikation mit religiösen Erlebnissen, wissenschaftlichen Einsichten und künstlerischen Leistungen so groß wird, dass räumlich-zeitliche Distanzen für Augenblicke kurzschlüssig verschwinden, dass wir ungeschichtlich empfinden und vermeinen, extra-chronologisch zu kommunizieren. Diese ekstatischen Momente sollen nun keineswegs für eine Aufhebung der zeitlichen Konventionen sprechen oder gar einer ahistorischen Betrachtung das Wort reden, sie sollen lediglich das mögliche Argument, dass es sich bei *Gaya Scienza* um eine rückwärtsgewandte Vorstellung und eine rein sentimentale Empfehlung handele, relativieren.

Aber auch jenseits aller literarischen Rechtfertigungen, philosophischen Rechthabereien, jenseits aller Kritik am Bestehenden und aller künstlerischen Besserwisserei klingt in der *Gaya Scienza* das glückliche Lied einer persönlichen und wünschenswerten Freiheit. Da sie keine regulierte akademische *Scienza* ist, sondern, um es schwärmerisch zu sagen, die Tugenden der „Künstler, Ritter und Freigeister“ in sich vereinigt, ist sowohl der Wissenserwerb als auch die Wissensanwendung frei von Zugangskontrolle, Kastenschranken, „Methodenzwang“ und konventioneller Logik.

Die *Gaya Scienza* ist, sofern sie überhaupt verfasst ist, dann quer zur gesellschaftlichen Ordnung organisiert, in ihr ist die Neugier ausschlaggebend, das

Reflexionsniveau und die Vielfalt der Aspekte und Perspektiven. Homogenität, Widerspruchsfreiheit und Konsistenz sind unerwünscht, Objektivität wird genauso vorausgesetzt wie Subjektivität, an Glaubwürdigkeit, Authentizität und persönliche Verantwortung werden allerdings strengere Maßstäbe angelegt.

Die Gaya Scienza ist weder eine bessere Wissenschaft, noch sind ihre Ergebnisse vollständiger, „wahrer“ und wichtiger, keineswegs, sie ist nur als Tätigkeit und Arbeitsform schöner, begeisternder und menschenwürdiger. Über Ergebnisse und Methoden wird sehr viel mehr gestritten, als es heute üblich ist. Kontext, Kontroverse und Angemessenheit haben einen größeren Stellenwert als er ihnen derzeit eingeräumt wird.

Wenn es keine bessere Wissenschaft ist, wozu dann der Aufwand, sie überhaupt zu nennen und Argumente für sie zu finden, möchte man fragen. Da es sich um ein kulturelles Phänomen handelt, verbietet sich jeder Gedanke an einen direkten Zugriff, an einen ausgesprochenen Veränderungswunsch, auch jeder Versuch einer gezielten Reform,. Das macht die Sache langwierig, indirekt und zuwartend, um die sich entwickelnden Prozesse nicht zu stören. Sagte ich etwa, der Subjektivität müsse mehr Raum gegeben werden, würde ich reflexartige Gegenstimmen hervorrufen, die sich nicht mehr mit dem Verhältnis von Objektivität und Subjektivität beschäftigten und sich statt dessen nur auf weitere Polarisierung konzentrierten. Ähnliches gilt für die angedeuteten unechten Opposition „besser“ und „schöner“.

Man kann ein so riesiges und grundlegendes Programm wie die Gaya Scienza nur vorsichtig umschreiben, Desiderate andeuten und es in Träume kleiden, um es nicht ungeschickt zu präjudizieren und dadurch zu verderben.

Der große kulturgeschichtliche Aufwand, den Bloch benötigte, um das, was er im Sinn hatte, einigermaßen zutreffend, dh durch Umschreibung zu verdeutlichen und nicht etwa sektiererisch zu verkürzen, spricht dafür und überall da, wo er in seinem “Prinzip Hoffnung“ klassenkämpferisch wird, wird das utopische Feuer seiner Ausführungen schwächer, vermutlich sogar entgegen seinen eigenen Hoffnung.

Eine Grundvoraussetzung für Gaya Scienza ist die Freude am Wissen. Das klingt zunächst wie ein schlechter Scherz, oder wie eine Selbstverständlichkeit, ist es aber nicht.